

**Zeitschrift:** Berner Taschenbuch  
**Herausgeber:** Freunde vaterländischer Geschichte  
**Band:** 17 (1868)

**Artikel:** Missionen der Berner Regierung nach Genf (1782), Mailand, Paris und Rastatt (1797 - 1798)  
**Autor:** Haller, K.L. von  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-122284>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Missionen der Berner Regierung

nach

Genf (1782), Mailand, Paris und Rastatt (1797—1798).

---

Mittheilungen

aus dem Nachlaß des Herrn K. L. von Haller.

Zum Druck überlassen

von

**Karl von Haller,**

Verwaltungsrath in Solothurn.

---

Mein Vater, Herr Karl Ludwig von Haller (geb. in Bern 1. August 1768, gest. in Solothurn 23. Mai 1854) trat im Jahr 1784 als Volontär in die bernische Staatskanzlei ein, ward den 19. April 1787 von dem täglichen Rath zum Kanzlei-Substituten erwählt und im Dezember 1788 zum Commissions-Schreiber befördert.

Ausgezeichnet durch Talente und Arbeitsamkeit, wurde er frühe zu wichtigen Staatsarbeiten verwendet und hat als Gesandtschafts-Sekretär mehreren wichtigen Missionen der Berner-Regierung beigewohnt. Unter dieselben gehören

namentlich die Mission nach Genf i. J. 1792 und diejenigen nach Mailand, Paris und Rastatt in den Jahren 1797 und 1798 zu den wichtigeren Momenten der damaligen schweizerischen Geschichte.

Herr von Haller hat hierüber in seiner Selbstbiographie einige Aufzeichnungen hinterlassen, die, wie wir glauben, theilweise noch unbekannte Data enthalten und als Beitrag zur diplomatischen Geschichte des Untergangs der alten Eidgenossenschaft veröffentlicht zu werden verdienen. — Wir lassen dieselben wörtlich folgen, wie sie aus der Feder des Verfassers geflossen sind.

### 1. Mission nach Genf 1792.

Als am 22. September 1792, an eben demselben Tag, wo zu Paris die sogenannte Republik proklamirt wurde, eine französische Armee unter dem General de Montesquiou in Savoyen eingefallen war, beehrte die Stadt Genf schon am 24. September von ihren Verbündeten zu Zürich und Bern Hülfe und Unterstützung zu Behauptung ihrer Neutralität, welche ihr auch sogleich von beiden Ständen zugesagt und zu diesem End eine aus zürcherischen und bernischen Truppen bestehende Garnison eiligst nach Genf abgesendet wurde. Dabei zog der Stand Bern noch aus Besorgniß für die Sicherheit des eigenen Landes ein bedeutendes Corps Milizen an den Grenzen des Pays de Vex in dem Waadtland zusammen.

Sogleich protestirte der zu Genf befindliche französische Resident am 27. September unter dem Vorwand gewisser alter Verträge gegen die Herbeirufung der schweizerischen Hülfsstruppen, am 30. September gegen deren wirklichen Einmarsch, und schon am 28. hatte der Conseil exécutoire

tif der neuen französischen Republik dem General Montesquieu befohlen, einen hinreichenden Theil seiner Armee gegen Genf anrücken zu lassen, um sich dem Einmarsch der Schweizertruppen zu widersehen, oder dieselben, wenn sie bereits dort eingezogen sein sollten, mit Gewalt wieder daraus zu vertreiben. — In der That erklärte der französische Resident am 7. Oktober jenen Einmarsch als eine förmliche Feindseligkeit gegen Frankreich und verlangte nach damaliger Insolenz die Bestrafung derjenigen genferischen Magistraten, welche den Zuzug der Schweizertruppen angerathen und bewerkstelligt hatten.

Bern, welches einen möglichen, ja sogar wahrscheinlichen Einfall der französischen Truppen in das Waadtland und die Revolutionirung dieses schönen Gebietstheiles befürchtete, hatte dagegen durch Beschluß vom 4. Oktober nicht nur sein überzähliges Contingent in Bern gelassen, sondern auch waadtländische Truppen an den Gränzen des Pays de Vex zusammengezogen und zur Behauptung der innern Ruhe noch ein Corps von 2000 Mann deutscher Truppen in das Waadtland gesendet, und alle eidgenössischen Stände zum wirklichen Zuzug aufgemahnt, welcher letzteres freilich ohne Folgen blieb.

In diesem kritischen Zeitpunkt, wo jeden Augenblick ein bei damaliger Stimmung äußerst gefährlicher Krieg zwischen Frankreich und der Schweiz auszubrechen drohte, ward Herr von Frisching, Mitglied des Großen Rathes und Alt-Landvogt von Wangen, ein 72jähriger Greis, gewöhnlicher Uebung gemäß, zum Repräsentanten bei der Stadt Genf ernannt, und ich demselben als Legationssekretär beigegeben.

Wir verreisten am 11. Oktober und langten am 13. Abends zu Genf an, wo wir in dem schönen Hotel des



Professors de Saussure einquartirt wurden, in welchem auch dessen geistreiche Tochter wohnte, die einen Herrn Mecker, Neffen des berühmten französischen Ministers, geheirathet hatte und daher unter dem Namen Madame Mecker de Saussure bekannt war. — Zürich hatte zu seinem Truppencontingent ebenfalls einen Repräsentanten nach Genf geschickt, und zwar in der Person eines Rathsherrn Pestalozzi, eines beschränkten, furchtsamen, superklugen und gegen Bern mißtrauischen Mannes, der übrigens seiner Gesinnung nach zu der sogenannten demokratischen Partei gehörte, welcher auch Herr von Frisching mehr oder weniger anhing.

Bei unserer Ankunft war die Stimmung in Genf noch so gut und muthvoll, daß Tags vorher (am 12. Oktober) die in ihrem Conseil général versammelte Bürgerschaft alle bisherigen Verfügungen des Magistrats gutgeheißen und demselben zur Vertheidigung der Stadt unbeschränkte Vollmacht gegeben hatte.

In gewöhnlichen Zeiten hätte sich die Mission der beiden schweizerischen Repräsentanten lediglich darauf beschränkt, für die Interessen des Truppencontingents zu sorgen und im Einverständniß mit der Stadt Genf auf Alles bedacht zu sein, was zur Beobachtung und Handhabung der Neutralität dienen konnte, wie solches auf der nördlichen Seite der Schweiz, in Basel, der Fall war, wo es noch keine Mißverständnisse weder mit der französischen noch mit der österreichischen Armee gegeben hatte. Hier aber war wegen der politischen Spannung mit Frankreich die Lage ungleich schwieriger, denn sowohl aus der Correspondenz einiger genferischen Agenten in Paris, als aus den Depeschen des Ministeriums an den französischen Gesandten in der Schweiz und aus dem

Beschluß des französischen Conseil exécutif vom 28. September selbst erzeugte es sich offenbar, daß der Grund des so ungestüm geforderten Rückzugs der bernerischen Truppen aus Genf nur allein in dem Mißtrauen liege, welches die neue französische Regierung gegen die feindseligen Absichten des Standes Bern und gegen die Aufrichtigkeit seiner Neutralität hege, ein Mißtrauen, zu welchem freilich nebst den entgegengesetzten politischen Grundsätzen die Ereignisse vom 10. August und das durch dieselben gereizte Ehrgefühl der Schweiz, die schändliche vertragswidrige Zurücksendung der in französischen Diensten gestandenen schweizerischen Regimenter, einige Verfügungen der bernerischen Regierung, und besonders die Zusammenziehung eines bedeutenden Truppencorps an der unbefestigten Grenze von Frankreich einigen Anlaß gegeben haben mochten. Man schloß aus dem letzteren, verbunden mit der Besetzung von Genf, sogar auf ein geheimes Einverständniß zwischen Bern, Genf und dem Hofe von Turin, um sich auf diese Weise den gegen die französische Republik verbündeten Mächten anzuschließen. Selbst der General von Montesquiou, welcher übrigens die Sache gern auf anständige Weise beseitigt hätte, schien mehr oder weniger diese Besorgniß zu theilen, indem er kein Wort gegen die Anwesenheit der zürcherischen Truppen sprach und stets wiederholte, daß der Stand Bern die Aufrichtigkeit seiner Neutralität am besten durch Zurückziehung oder Verminderung der im Waadtlande stationirten Truppen beweisen könne. — Um daher jenen Argwohn zu heben, erklärten die beiden Repräsentanten ausdrücklich sowohl dem General Montesquiou als dem Magistrat der Stadt Genf, daß die schweizerischen Truppen nur auf Requisition dieses letztern nach Genf gesendet worden seien und auf dessen Begehren sogleich

wieder würden zurückgezogen werden. In der That gelang es auch der genfer'schen Regierung am 21. Oktober, mit dem General Montesquiou eine Convention abzuschließen, kraft welcher die französischen Truppen, welche man vielleicht anderswo nöthig hatte, sich ungefähr zehn Stunden weit von Genf entfernen sollten, übrigens die alten Verträge dieser Stadt mit Zürich und Bern vorbehalten blieben, und für den Rückzug der schweizerischen Truppen ein Termin von vier Wochen anberaumt wurde. Allein eine im Innern der Stadt Genf befindliche revolutionäre Faktion, die unter dem Namen „les patriotes genevois“ bereits den Umsturz der genfer'schen Verfassung beabsichtigte, auch zu diesem Ende in Paris äußerst thätig war, mußte durch ihren dortigen Anhang sowohl die Ratifikation dieses Vertrages, als auch eines zweiten, in welchem nicht einmal die Entfernung der französischen Truppen ausbedungen wurde, zu hintertreiben; durch ihren Einfluß ward sogar der General Montesquiou, der ihren Absichten nicht günstig genug schien, abgesetzt, und ein Verhaftsbefehl gegen denselben erlassen, vor dem er sich nur durch schnelle Flucht über den See in die Schweiz retten konnte. Durch diese Ereignisse und durch die Nichtgenehmigung der mit General Montesquiou abgeschlossenen Convention eingeschüchtert, wünschten sowohl die Gesandten von Zürich und Bern als die Stadt Genf den Rückzug der schweizerischen Truppen, und da am 27. November ein imperatorisches Dekret des französischen Nationalconvents anlangte, welches diesen Rückzug auf den 1. December forderte, in solchem Fall aber der Stadt Genf Unabhängigkeit und Neutralität versprach, so ward dieser Umstand von der genfer'schen Regierung benutzt, um am 28. November die herbeigerufenen schweizerischen Truppen zu ver-

abscheiden, welche dann auch schon am folgenden Tag sammt der Gesandtschaft den Rückzug antraten.

So endete sich diese Angelegenheit aus allseitiger Furcht auf eine eben nicht sehr ehrenvolle Weise, wie solches alles in dem von mir Namens des Herrn von Frisching abgefaßten Rapport an den Großen Rath von Bern ausführlich zu lesen ist. Wenige Tage nachher, nämlich schon am 5. December, brach die Revolution, welcher die schutzlose Regierung keinen Widerstand mehr zu leisten vermochte, tumultuarisch aus, und ihr folgte bald, dem französischen Muster gemäß, die Einführung einer allgemeinen aber unrechtmäßigen Gleichheit, die Errichtung einer Nationalconvention nebst einem Comité de salut public und seiner Guillotine, womit mehrere rechtschaffene ehemalige Magistratspersonen der Stadt Genf hingerichtet wurden.

## 2. Missionen in den Jahren 1797 und 1798 nach Lugano, Mailand, Paris und Rastatt.

### 1797.

Ein für mich merkwürdiges und lehrreiches Jahr, in welchem ich viel sehen und beobachten konnte, theils in Mailand, theils zu Paris und Rastatt, manche Hauptpersonen der damaligen Zeit persönlich kennen lernte, aber auch den nahen Untergang meines Vaterlandes vorhersehen mußte.

In der Mitte des Maimonats ward ich nämlich zum Legationssekretär ernannt, um in dieser Eigenschaft den Herrn Oberstlieutenant Wurstemberger, Mitglied des berner'schen Großen Rathes, nach Lugano zu begleiten, wo er als eidgenössischer Repräsentant mit und nebst



demjenigen des Standes Uri \*) während der Anwesenheit einer französischen Armee in Italien für die Beobachtung der schweizerischen Neutralität sorgen und mögliche Anstände beseitigen sollte. Herr Wurstemberger hatte einen seiner Geschlechtsverwandten, welcher zugleich mein Jugendfreund war, als sogenannten Gesandten = Junker bei sich, der auch in der Folge theils durch seinen gesunden Verstand, theils durch seine orthodoxen politischen Grundsätze eines der besten bernischen Rathsglieder geworden ist. — Zu einiger Vorbereitung hatte ich in Zeit von acht Tagen hinreichend italienisch gelernt, und zwar bloß durch den mündlichen Unterricht eines damals in Bern wohnenden italienischen Geistlichen, der mir dazu eine auf nicht mehr als zehn Quartseiten geschriebene treffliche, aber nicht nach deutscher Art mit zahllosen Regeln und Ausnahmen überladene Grammatik mittheilte. — Die Reise ging beim schönsten Wetter über Luzern und den prachtvollen Vierwaldstätter-See nach Altorf, wo sich der urner'sche Gesandte, Herr Landammann Schmid, an uns anschloß, von da zu Pferd über den Gotthardsberg nach Vellenz, und über den Monte Cenere in das reizende Lugano, wo ich zu meinem Erstaunen, nebst der herrlichen Natur, ein reiches blühendes, mit schönen Häusern und Kirchen geschmücktes Land, auch — so viel ich wenigstens bemerken konnte — ein fröhliches, zufriedenes Volk antraf, während man mir vorher dasselbe, weil es unter zwölf Herren stand, für so unglücklich und unterdrückt geschildert hatte, gerade als wären

---

\*) Dergleichen Repräsentanten wechselten nämlich alle drei Monate zwischen den herrschenden eidgenössischen Ständen ab. Vorerst waren es diejenigen von Zürich und Luzern, jetzt aber kam der Rehr an Bern und Uri.

die von den herrschenden Ständen abgesendeten und alle zwei Jahre wechselnden Landvögte lauter Tyrannen und Blutsauger gewesen. Allein diese Landvögte waren nebst Besorgung der äußerst geringen oberkeitlichen Einkünfte nur auf eine sehr mäßige Civil- und Criminalpolizei beschränkt, und zu wirklicher Bedrückung des Volkes oder zu willkürlicher Regiererei, an welche sie auch zu Hause nicht gewöhnt waren, mangelte es ihnen wahrlich sowohl an dem Willen als an der Macht. Sie hatten nicht einen einzigen Soldaten zu ihrer Verfügung, außer dem Landschreiber beinahe keine und nur aus den Landeseinwohnern genommene Unterbeamte. Dagegen besaßen alle Stände, Gemeinden und ganze Distrikte ausgedehnte Freiheiten; sie verwalteten ihre eigenen Angelegenheiten selbst, bezahlten weder Steuern noch Auflagen, und gerade weil sie unter zwölf Herren standen, wurden sie nicht mit so vielen unnützen Gesetzen und Reglementen geplagt.

Uebrigens hatte ich in Lugano außer den wenigen Depeschen an die Regierung von Bern nicht viel anderes zu thun, als täglich eine zahllose Menge von Pässen auszufertigen für Landleute, die sich als muratori, pittori und andere Arbeiter in die Lombardie und das übrige Italien begaben, um im folgenden Winter mit dem erworbenen Geld wieder nach Hause zu kommen.

Bald nach unserer Ankunft ward ich aber mit meinem Freunde Wurstemberger zu dem General Buonaparte gesendet, um demselben den eingetretenen Wechsel der eidgenössischen Repräsentanten und ihren Zweck, nämlich die Beobachtung der schweizerischen Neutralität, anzuzeigen. Sein Hauptquartier befand sich damals zu Montebello, einem rechts der Straße zwischen Como und Mailand auf einer Anhöhe gelegenen schönen Schlosse. Er empfing

uns daselbst in einem kleinen Cabinet, wo er eben mit Dictiren beschäftigt war, las mit einem Scheine von Beifall das Schreiben, welches ich selbst abgefaßt hatte, lud uns zum Mittagessen ein, ließ uns unterdessen ein Gabelfrühstück reichen und als Gesellschaft seinen damaligen Adjutanten, den nachherigen General Murat, mitgeben, der uns, auch nicht ohne einige französische Ruhmrednerei, sehr angenehm unterhielt. Das Mittagessen fand zwischen 5 und 6 Uhr in dem Erdgeschoß nächst der Terrasse statt. Zu demselben sah ich den General Buonaparte durch die große Gallerie des Schlosses, welche auf beiden Seiten mit wohlgekleideten Personen beiderlei Geschlechts, die größtentheils Petitionen zu übergeben wünschten, besetzt war, vorbeigehen, ohne sich bei einer einzigen derselben aufzuhalten; mitten auf der Treppe traf er hingegen einen Kapuziner an, mit dem er sich beinahe eine ganze Viertelstunde unterhielt.

Bei Tische ward mir, als wäre ich selbst Gesandter, der Platz rechts neben dem General angewiesen. Unter den Gästen befanden sich mehrere in der Folge sehr wichtig gewordene Personen, namentlich nebst der Gemahlin des Generals Buonaparte sein Bruder Joseph, seine Schwester, die nachmalige Madame Murat, die Generale Berthier, Augereau, Clarke, und der neapolitanische Gesandte Marquis de Gallo. Alles ging sehr respektvoll zu. Die Tafel war ziemlich mäßig besetzt und dauerte kaum eine halbe Stunde; nur wenig wurde gesprochen. Buonaparte aß äußerst wenig, fand aber vorzüglichsten Geschmack an einem vor ihm liegenden Teller grüner Haselnüsse. — Nach Tische übergab man uns ein Antwortschreiben an die eidgenössischen Repräsentanten, worauf wir uns beurlaubten. — Als nach unserer Rückkehr in Lugano dieses



Schreiben eröffnet wurde, waren wir nicht wenig erstaunt, darin statt einiger Worte über Neutralität nur den Tadel einiger, zwar nicht genannter, Mitglieder der bernischen Regierung zu lesen, welche während der kritischen Epoche der französischen Republik, die er zwei Jahre später selbst vernichtete, feindselige Gesinnungen gegen dieselbe geäußert hätten, und daß er, der General, hoffe, sie seien jetzt zu bessern Ansichten übergegangen.

Am 3. Juli 1797 reiste ich wieder nach Mailand, blieb all dort ungefähr 14 Tage, und ward durch meinen Oheim, der eine administrative Stelle bei der Armee bekleidete, abermal dem General Buonaparte vorgestellt, der in dem Palast Serbelloni wohnte und mich zum Mittagessen einlud. Ich saß zu seiner Linken, und er fragte mich unter anderm, wie groß die Zahl der patrizischen Familien in Bern sei, worauf ich ihm antwortete, daß es eigentlich keine gesetzlichen Patrizier gebe, und daß von den damaligen 236 bürgerlichen Geschlechtern alle gleich wählbar und regierungsfähig seien, daß aber natürlicher Weise die Einen wegen ihrer alten Ansässigkeit, ihrer beinahe ununterbrochenen Verwaltung des Regiments, ihrer höhern Vermögensumstände u. s. w. eines größern Ansehens genießen, daher auch gewöhnlich mehr begünstiget und deswegen zwar nicht offiziell, aber im gemeinen Sprachgebrauch patrizisch genannt werden, worauf der General Buonaparte nichts weiter erwiederte und wenigstens kein Wort zu Gunsten der absoluten Rechtsgleichheit zwischen den Bürgern der herrschenden Stadt und den Einwohnern ihres Gebietes sprach.

Das dritte und letzte Mal, kurz vor unserer Rückreise, speiste ich mit und nebst den beiden eidgenössischen

Repräsentanten wieder zu Mailand bei dem General Buonaparte. Bei dem Empfange vor Tisch sah es bereits wie an einem Hofe aus. Madame Buonaparte machte oder empfing die Honneurs; sie saß auf einem Sopha, während die Mannspersonen stunden, und überreichte uns Billets zu einem Concert, welches wir zwar nicht besuchten. Sobald Buonaparte aus seinem Cabinet hereintrat und man ihm vorgestellt wurde, ging man zur Tafel. Während derselben langten die Kinder der Madame Buonaparte aus erster Ehe, nämlich der damals noch junge Eugen von Beauharnais, nachmaliger Herzog von Leuchtenberg, und seine Schwester Hortense, späterhin auf kurze Zeit Königin von Holland, unerwartet von Paris an, was einige Berstreuung verursachte. — Uebrigens scheint kurz vorher, was uns jedoch unbekannt war, der nach den Präliminarien von Leoben mit Oestreich abgeschlossene Waffenstillstand aufgekündet worden zu sein, und als wir uns beurlaubten, glaubte ich wahrzunehmen, daß Buonaparte im Grunde aufrichtig den Frieden gewünscht hätte; denn ohne daß wir die Veranlassung dazu kannten, reichte er uns die Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Die Schweizer sind brave Leute, der Friede thut allen Menschen wohl.“ (*La paix fait du bien à tout le monde.*) Das ist nun freilich wahr, jeder Theil wünscht den Frieden, wenn er ihn auf billige Bedingungen haben und mit gesichertem Rechte ruhig leben kann. Der Krieg selbst wird ja nur zur Wiedererhaltung des Friedens geführt. Anbei war die französische Armee in Italien damals eben nicht sehr zahlreich, der Ausgang des Kriegs blieb immer ungewiß, und, wie sich bald darauf zeigte, gefielen die damaligen Zustände in Frankreich dem General Buonaparte keineswegs, denn sie näherten

sich einer Krisis, die leicht für ihn selbst hätte gefährvoll werden können.

Während unseres Aufenthalts in Lugano kam all dort auch das sogenannte Syndikat, d. h. die jährliche Versammlung von Deputirten der zwölf herrschenden Kantone, zusammen, nicht um Gesetze und Befehle zu ertheilen, sondern um die Rechnungen der Landvögte abzunehmen und allfällige Appellationen von Civilprozessen zu entscheiden; denn beinahe nur auf diese beiden Punkte beschränkte sich damals die Regierung dieser gemeinsamen Herrschaften.

Ungefähr zu gleicher Zeit mit diesem Syndikat begaben wir uns auch über Velenz nach Locarno. Von da aus machten ich und mein Freund Wurstemberger in Gesellschaft des Landvogts von Uri, seiner Gattin und einer andern, ebenfalls aus Locarno gebürtigen Dame eine Spazierfahrt auf dem Lago maggiore, übernachteten mit ihnen in einem schönen Privathause zu Inträ, besuchten am folgenden Morgen die Borromäischen Inseln, und fuhren bei ziemlich stürmischer Witterung über Levino nach Lugano zurück. Von revolutionärer Gesinnung, von Wünschen zur Lostrennung von der Schweiz oder zum Anschluß an die so eben errichtete cisalpinische Republik war einmal bei diesen freundlichen italienischen Damen nichts zu bemerken.

Unsere am 1. September angetretene Rückreise ging nach dem Rath des bernischen Syndikates Herrn von Bonstetten zur Abwechslung abermal über Locarno durch das enge Valle de Vegessa, wo die Pferde und Maulesel auf steilen und steinigen Fußwegen nur mit Mühe durchkommen konnten, nach dem gebirgigen Dorfe Bomatt in dem obern Theile des Valle di Domodossola, von

da über den Griesberg nach Oberwald im höchsten Theile des Wallis, und von letzterem Ort über die Grimsel, das Oberhasli, Interlaken und Thun nach Bern zurück. Als wir zu Pferde die Grimsel überschritten hatten und in dem ersten sehr hoch gelegenen berner'schen Dorfe Guttannen zu Mittag speisten, ward ich nur durch die Besorgniß, bei den redlichen Einwohnern dieses Orts Unruhe zu erregen, und deswegen auch in Bern mißbilligt zu werden, von dem Versuche zurückgehalten, mit Beisetzung meines Namens folgende improvisirte Verse in das Fremdenbuch zu schreiben, die mir jetzt nach 54 Jahren noch im Gedächtniß geblieben sind :

Schönes Welschland, geh' von dannen,  
Du hast für mich keinen Reiz;  
Komm, ich grüße dich, Guttannen,  
Eingang meiner lieben Schweiz.

Ja! laßt mich die Erde küssen,  
Die da heißt mein Vaterland,  
Laßt mich gute Menschen grüßen,  
Wie ich sie noch nirgends fand.

Dort ist nur wildes Getümmel,  
Hochmuth lacht und Demuth weint,  
Hier find' ich den wahren Himmel,  
Glück und Tugend schön vereint.

Doch — was sollt' ich es verhehlen? —  
Brüder, die Gefahr ist nah;  
Schließt den Bund der Schweizer-Seelen,  
Wie die alte Zeit ihn sah.

Raubsucht ist vor unsern Thoren,  
Getrieben von Gottlosigkeit,  
Alles, alles ist verloren  
Ohne Kraft und Einigkeit!

Untreu' wird man Freiheit nennen,  
Als Frieden preisen uns're Schand',  
Alle Bande wird man trennen,  
Verwüsten unser Vaterland!

Verrath, der wird zur Ehre kommen,  
Er ist des fremden Herren Knecht;  
Verfolgen wird man alle Frommen,  
Mit Füßen treten jedes Recht.

Kein End' des Unglücks wird man sehen,  
Wo herrschet die Gottlosigkeit,  
Und täglich wird sie schwanger gehen  
Mit neuer Ungerechtigkeit!

Raum in Bern angelangt, vernahmen wir den Donner-  
schlag jenes furchtbaren Ereignisses, welches am 4. Sep-  
tember oder dem sogenannten 18. Fructidor zu Paris vor-  
fiel, und ohne welches vielleicht nicht nur die Schweiz  
gerettet worden, sondern auch ganz Europa von ferneren  
Kriegen und Umwälzungen verschont geblieben wäre. —  
Höchst wahrscheinlich ward dieser Gewaltstreich von Buona-  
parte selbst vorbereitet. Ein Lyoner Deputirter, Dumo-  
lard, hatte ihn in der Kammer der Fünfhundert angeklagt,  
daß er ohne Auftrag noch Vollmacht der Republik Venedig  
den Krieg erklärt und dieselbe vernichtet habe. Gereizt über  
Alles, was in gewissen Pariser-Journalen gegen seine  
Person gesagt wurde, wohl wissend, daß die royalistische,  
in offenem Kampfe gegen das Direktorium begriffene  
Partei täglich in der Kammer an Zahl und Macht zu-  
nehme, daß selbst das Direktorium gegen seine Diktatur  
in Italien argwöhnisch sei, daß also der königlich gesinnte  
General und Kammerpräsident Bichegrü die Oberhand  
erhalten und vielleicht der König selbst von der Kammer  
zurückberufen werden dürfte, erließ er von Mailand aus



eine fulminante Proklamation, in der er drohte, auf den Flügeln des Sieges mit seiner Armee nach Paris zu kommen, um diesem Partei-Unwesen ein Ende zu machen. Man schien auch bereit, wenigstens in Kammerreden oder in Journalen, ihm eine andere Armee unter Moreau oder Pichegrü entgegenzusetzen zu wollen. Buonaparte jedoch kam diesen zuvor. Er entsendete zwei seiner vertrauten Generale, Augereau und Bernadotte, nach Paris, welche, einverständlich mit der Majorität des Direktoriums und einer ihnen ergebene Truppenzahl, am 4. September 1797 die beiden Rätthe auseinander sprengten, die mißbeliebigsten Mitglieder verhafteten, mehrere Verfasser von royalistischen Zeitungen, den General Pichegrü, den Direktor Barthélemy (gewesener Gesandter in der Schweiz) nebst mehreren Deputirten in ungesunde südamerikanische Colonieen deportiren, viele andere, die sich nicht durch die Flucht hatten retten können, in Gefängnisse schleppen, und trotz der immer noch constitutionellen Preßfreiheit mehr als fünfzig royalistische Tagblätter unterdrücken und zum Theil ihre Verfasser ebenfalls nach Cayenne deportiren ließen, wodurch dann jeder Einfluß der sogenannten gesetzgebenden Kammer vernichtet wurde und die diktatorische Gewalt in die Hände des mit zwei neuen Gliedern ergänzten Direktoriums \*) und der mit ihm vereinten streng revolutionären Partei gelangte.

Von diesem Augenblicke an war unser Untergang entschieden. Die ungestümen Forderungen des Direktoriums und seines groben Agenten Mengaud für Ausweisung aller Emigranten, deren fast keine mehr vorhanden waren, für

---

\*) Der Exdirektor Carnot war nur durch die Flucht der Deportation entgangen.

Fortweisung des englischen Gesandten, der deswegen freiwillig die Schweiz verließ, und andere mit Drohung begleitete neutralitätswidrige Zumuthungen mehrten sich jeden Tag. Die semi-offiziellen, vom Direktorium begünstigten, zum Theil von revolutionären Waadtländern verfaßten Pariser-Journale waren täglich mit Deklamationen gegen schweizerische sogenannte Oligarchen und Oligarchieen, besonders aber mit Lasterungen gegen die Regierung von Bern angefüllt, und hezten sogar förmlich zum Aufruhr gegen dieselbe, sowie gegen diejenigen von Freiburg und Solothurn auf. — In dieser kummervollen Lage glaubte man sich abermal durch eine Gesandtschaft nach Paris helfen zu können, um mittelst mündlicher Vorstellungen Vorurtheile zu zerstreuen und wo möglich das Ungewitter zu beschwichtigen. Zu dieser Gesandtschaft wurden zwei Mitglieder des Großen Rathes ernannt und ich derselben abermal als Legationssekretär beigegeben. Beide Deputirten, ein Herr Tillier, zwar liberal gesinnt, aber dennoch mit dem Wesen und der Geschichte der Revolution gänzlich unbekannt, dabei körperlich träge, und der sonst an den Regierungsgeschäften beinahe gar keinen Antheil genommen hatte, und ein Herr Mutach, etwas thätiger, aber nur in gewöhnlichen Geschäften bewandert, hatten zwar weder Kenntnisse, noch Gewandtheit und Weltflugheit genug, um eine so schwierige Negociation glücklich durchzuführen. Allein hätten sie auch die größten Talente besessen, so würde die Sendung gleichwohl fruchtlos geblieben sein; — denn, wie schon oben bemerkt worden, so war die Revolutionirung der Schweiz beschlossen. — In dem Traktat von Campo Formio, der freilich damals noch nicht bekannt oder doch nicht veröffentlicht war, befand sich ein geheimer, seither aber durch Marten's



Sammlung aller europäischen Friedens- und anderer Verträge bekannt gewordener Artikel, kraft welchem Oestreich versprach, sich gewissen Modifikationen in den Verfassungen der Schweiz nicht zu widersetzen. Die Eroberung Belgiens und des linken Rheinufers schien dem französischen Direktorium noch nicht genug, um gegen die Abtretung Venedigs an Oestreich zur Compensation zu dienen. Es mußte dafür noch die Schweiz zu einer revolutionären, mithin von Frankreich abhängigen Filial-Republik umgewandelt werden, um von derselben aus neuerdings und desto leichter gegen Süden in Italien und gegen Norden in Deutschland einfallen zu können, wie es auch zwei bis drei Jahre später wirklich geschehen ist. Dazu hoffte man in der zu unterjochenden Schweiz große Geldsummen erpressen zu können, denn nach französischer Meinung sollte sie sich während der sechsjährigen Neutralität durch den Aufenthalt der Emigrirten und andere Vortheile sehr bereichert haben. Von einigen Gegenden des Landes mochte dieses zum Theil wahr sein, aber die Regierungen waren hingegen durch die fast beständigen kostbaren Truppenaufgebote zur Wahrung der Gränzen oder zur Dämpfung innerer Unruhen, durch die ungeheuren Opfer, welche sie zweimal zur Milderung der Getreide-Theuerung gebracht hatten, in ihrem Vermögen sehr zurückgekommen, so daß die gewöhnlichen Einkünfte schon lange nicht mehr zur Bestreitung der jährlichen Ausgaben hinreichten; und die Mitglieder der patrizischen Geschlechter, welche noch nebst der Regierung alle Lasten allein tragen sollten, hatten ebenfalls durch den Bankerott der französischen Republik, welche die schuldigen Renten nur in werthlosen Assignaten bezahlte, und durch die Verabscheidung der schweizerischen Regimenter aus Holland und Frankreich ungeheure Verluste

erlitten. Uebrigens genossen die in Paris wohnenden waadtländischen, basel'schen und andere schweizerischen Revolutionär's eines offenbaren Schutzes und förmlicher Begünstigung; Der Direktor Reubel, welcher einst als elsässischer Advokat für seinen Klienten einen Prozeß in Bern verloren haben sollte, war insbesondere ein unver söhnl icher Feind der bernischen Regierung und hätte wegen seiner bekannten Bestechlichkeit zwar wohl Geld angenommen, aber uns deßwegen keinen wesentlichen Dienst weder verschaffen wollen noch verschaffen können. Endlich waren wir wegen der leidigen, ob schon kummervollen Neutralität von allen äußeren Freunden verlassen, und, wie es gewöhnlich den Neutralen zu geschehen pflegt, der Verachtung und der Willkühr des siegenden Theiles preisgegeben.

Sobald wir also in Paris angelangt waren, so vermehrten sich in den halb-offiziellen Tagblättern, von denen eines vorzüglich dem bekannten waadtländischen Advokaten Laharpe seine Spalten öffnete, die Lästerungen und Verläumdungen gegen die Regierung von Bern und ihre Deputirten. Raum konnten wir, um den Zweck unserer Sendung anzukünden, bei dem Minister Talleyrand vorgestellt werden, aber nie zu einer Audienz weder bei dem Direktorium noch bei seinen einzelnen Mitgliedern gelangen. Bei den vielen sich in Paris aufhaltenden Schweizern fanden wir nur wenig aufrichtige Gesinnung, während andere offenbar feindselig gegen uns arbeiteten. Nur allein der General Montesquiou und die Frau von Staël, welche beide ich in der Schweiz kennen gelernt hatte, interessirten sich noch einigermaßen für uns und gaben uns wenigstens Nachrichten über den freilich nicht erfreulichen Zustand der Dinge. Ersterer, mit dem ich während seiner Flucht in die Schweiz und seines Aufenthalts in Bremgarten in ziemlich

fleißiger Correspondenz stand, der übrigens ein alter Freund von Talleyrand war, sagte mir gerade heraus, wie ihm Letzterer selbst bekannt habe, daß bei dem Direktorium keine Spur von Gerechtigkeit, von Billigkeit und von kluger Politik zu finden sei, und daß solches von der Schweiz, besonders aber von Bern, nur eine große Summe Geld zu erpressen suche, ohne dafür die geringste Sicherheit für unsern politischen Zustand zu versprechen. — Was die Frau von Staël betrifft, gegen deren öffentliches und Privatleben man freilich Einiges einwenden kann, so hatte sie doch wenigstens ein gutes Herz, war dienstfertig für ihre Freunde, auch von entgegengesetzter politischer Gesinnung, und als Gutsbesitzerin der schönen Herrschaft Coppet im Waadtland mit ihren Zehnten, Grundzinsen und Lehenrechten war ihr die bevorstehende Revolutionirung der Schweiz eben auch nicht angenehm. Sie allein lud mich auch mehrere Mal theils zum Mittagessen, theils in glänzende große oder kleine vertraute Abendgesellschaften ein. — An einem der erstern befanden sich auch der gewesene Convents-Deputirte Lamarque, André Chenier, der Dichter, und der leichte Schriftsteller Menier, Verfasser des Tableau de Paris, große Lobredner von Jean Jacques Rousseau, die aber an Geist und reellem Witz weit unter der Frau von Staël standen, und denen ich stillschweigend aber ohne Beifall zuhörte. Chenier vermeinte zwar, man werde der Schweiz nichts thun, wäre es auch nur, um ein Asyl zu behalten, wohin sich im Fall der Verfolgung bald diese, bald jene Partei flüchten könne. Allein ich traute wenig auf die Befolgung dieser Klugheitsregel, und das Direktorium hatte ganz andere Gedanken. Nach Tische trat unvermuthet der General Berthier herein, welcher so eben den Traktat von Campo Formio überbracht hatte, dessen

Hauptbedingungen jedoch bekannt waren. — Sogleich äußerten die gewesenen Convents-Deputirten ihren Unwillen darüber, daß Buonaparte die bereits von ihm revolutionirte oder demokratisirte Republik Venedig an Oestreich, folglich an einen Despoten überliefert habe. Da antwortete Berthier lediglich mit den Worten: „Buonaparte a joué au vingt-un ; il a eu vingt, et il a dit : „basta ! “ und gab durch diese bescheidene Vergleichung den möglichen Wechsel des Kriegsglücks zu erkennen, worauf die Herren Belletristen weiter nichts erwiederten, denn im Grunde war ihnen an der sogenannten Freiheit der Venetianer eben nicht viel gelegen.

In den kleinern Abendgesellschaften bei der Frau von Staël traf ich einst auch ihren Freund, den Minister Talleyrand an, der sich denn ganz nachlässig bei dem Kamin die Hände wärmte. Ueber unsere Angelegenheiten konnte ich freilich an solchem Ort nicht viel mit ihm sprechen, um so weniger, als ich nicht Deputirter, sondern bloß Sekretär war, und von Ersterem weder Auftrag noch Vollmacht hatte. Nur als ich gegen den wider uns gebrauchten Hauptvorwand des zum Theil immer geduldeten Aufenthalts von Emigrirten etwas bemerkte, erwiderte er mit jener anscheinenden Aufrichtigkeit, die bisweilen auch den schlauesten Ministern entschlüpft: „Bah ! bah ! Im Allgemeinen eifert man freilich hier stets gegen die Emigrirten, aber im Einzelnen hat Jeder unter denselben einen Vater, einen Bruder oder einen Freund, den er geschont wissen will ; das Beste ist also, stets zu antworten, daß derselben keine mehr vorhanden seien.“ — „Dites toujours qu’il n’y en a plus.“

Als ich nach einigen Tagen, nämlich am 22. November, meine beiden Prinzipalen wieder zu einer Audienz



bei dem Minister Talleyrand begleitete, gab er uns ziemlich deutlich zu verstehen, daß unser Aufenthalt in Paris nur Unruhe veranlasse (versteht sich bei den waadtländischen und schweizerischen Revolutionärs), daß wir am besten thäten, nach Bern zurückzukehren, und daß alsdann auch in den Pariser-Journalen die beleidigenden Ausfälle gegen unsere Regierung und unsere Personen, über welche wir uns beklagten, aufhören würden, was zwar nicht geschah und was der Minister selbst nicht hindern konnte. Er bemerkte sogar, daß er eben zum Direktorium fahren müsse und befürchte, die Weisung zu unserer sofortigen Abreise zurückzubringen. Der Wink war hinreichend; wir verlangten daher unsere Pässe, die er uns sogleich, jedoch auf ein ganzes Jahr lautend, ausfertigen ließ, und so verreiseten wir am folgenden Tag, und trafen von dieser eben nicht sehr ehrenvollen Sendung am 30. November traurig wieder in Bern ein.

Setzt kam der Congress von Rastatt, bei welchem es eigentlich nur um den Frieden mit dem deutschen Reich zu thun war; und gleichwie man sich in verzweifeltsten Umständen überall nach einem Schimmer von Rettung umsieht, so glaubte man auch in Bern, durch eine Gesandtschaft an diesen Congress wenigstens bei den Gesandtschaften von Oestreich und Preußen freundliche Vermittlung, Rath und Hülfe zu erhalten. Im Grunde blieb jedoch nichts zu hoffen übrig. Oestreich war durch den langen Krieg erschöpft, hatte bereits, gegen die Erwerbung von Venedig, Belgien nebst dem linken Rheinufer abgetreten, ja sogar in dem Traktat von Campo Formio die Veranstaltung einiger Modifikationen in den schweizerischen Verfassungen, d. h. die Besetzung und Revolutionirung der Schweiz, gestattet; Preußen, durch seine bisherige Neutralität und

durch die Hoffnung, mittelst der Säkularisationen bedeutende Länder zu erwerben, zu sehr von Frankreich abhängig, konnte trotz guten Willens auch nicht helfen. Die übrigen deutschen Staaten waren ohnmächtig genug mit ihrer eigenen Erhaltung besorgt, und konnten damals den Frieden nicht einmal für sich selbst erhalten. Dem allem ungeachtet ward Herr Karl Ludwig Tscharner, Mitglied des Großen Rathes und Professor der Rechte, welche Stelle damals in Bern ziemlich angesehen und stets von Männern aus patrizischem Geschlecht bekleidet wurde, zum Gesandten nach Rastatt erwählt und ich ihm als Legationssekretär beigegeben.

Wir verreisten am 9. December auf ziemlichem Umwege über Solothurn und Zürich, woselbst wir uns einige Tage aufhielten, uns mit den ersten Magistratspersonen vertraulich unterredeten, auch wohl gute Worte und den Wunsch nach eidgenössischen Conferenzen, wie auch die Zusicherung erhielten, daß Zürich ebenfalls einen Gesandten nach Rastatt senden werde; sodann über Schaffhausen, Tübingen und Stuttgart, von wo wir endlich nach einem Aufenthalte von zwei Tagen über Pforzheim nach Rastatt gelangten. Natürlicher Weise hatten wir auch, besonders in Zürich, Empfehlungsbriefe mitgenommen, aber sie kamen von Liberalen (damals Demokraten genannt), d. h. von Solchen, die nur die Invasion der französischen Truppen, aber nicht die Revolution fürchteten, und sie waren, wie ich später bemerkte, nur an Personen von der nämlichen Gesinnung gerichtet oder wenigstens an solche, die uns gar nichts helfen konnten. — Während dieser Reise und während den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Rastatt schrieb ich nebst mehreren Depeschen an den geheimen Rath zu Bern und an den berner'schen Gesandten an der

eidgenössischen kraftlosen Conferenz zu Aarau noch eine Menge von Privatbriefen an verschiedene Magistratspersonen und andere einflußreiche Männer in Bern, gleichsam ausführliche, größtentheils leicht anwendbare Vorschläge über Anknüpfung freundlicher Verhältnisse mit andern Kantonen, über die erforderlichen militärischen Anstalten, über die Herbeischaffung der nothwendigen Gelder, an denen es damals gar nicht mangelte, über die Mittel zur Bildung einer eidgenössischen Flotte, über die mir unentbehrlich scheinende Concentration der Regierung mittelst einer wenig zahlreichen diktatorischen Commission, über die Maßregeln zur Entflammung der Gemüther und zur Bewirkung des guten Willens von Seiten des Volks, endlich auch eine Abhandlung über die staatsrechtlichen Verhältnisse des Bisthums Basel mit der Schweiz, dessen so eben erfolgte militärische Besetzung die erste offenbare Feindseligkeit von Seiten Frankreichs war und als der Hauptgegenstand reeller Beschwerden betrachtet ward. — Also verfloß das traurige Jahr 1797, der Vorbote noch größerer Calamitäten, während dessen Lauf ich so viele leider fruchtlos gebliebene Arbeiten unternommen und vollendet hatte.

## 1798.

Während den letzten Tagen des Jahres 1797 hatten wir nur wenige Besuche bei den verschiedenen Gesandtschaften machen oder zum Theil auch nicht empfangen werden können. Diese officiellen Besuche wurden daher erst im Monat Januar des unheilvollen Jahres 1798 abgestattet, und zwar vorzüglich bei dem österreichischen Gesandten Grafen von Metternich, dem preussischen Gesandten Grafen von Görz nebst dessen übrigen Gesandtschaftspersonale, den



Herren von Dohm und Jacobi, bei dem badischen Minister Freiherrn von Edelftein, wie auch bei den französischen Gesandten Bonnier und Roberjot u. A. m., die uns zwar, nach ihrer Art, höflich empfingen, aber trostlos blieben, und uns wegen dem Bisthum Basel oder dessen schweizerischen Theil an das Direktorium verwiesen, bei den Uebrigen nur durch Visitenkarten. Personelle Gegenbesuche und wahre Theilnahme erhielten wir meist nur von solchen Unglücksgefährten, die sich in der nämlichen traurigen Lage befanden, wie wir, namentlich von den Deputirten des Bischofs von Basel, den Herren von Ligerz und Billieux, nebst dem graubündtner'schen Deputirten Biellj, dessen Obrigkeit so eben von Buonaparte mitten im Frieden das Veltlin entrissen worden war. Uebrigens kam auch der Graf von Stadion, Domherr und Gesandter von Würzburg, zu uns, ein geistreicher und liebenswürdiger, und wie mir schien ganz gutgesinnter Mann, der in Bern mehrere Bekanntschaften hatte, ziemlich häufig zu uns, und — seltsam genug — erhielten wir sogar Besuche von den Herren Melzi und Boccardi, Deputirte der neugebackenen cisalpinischen und ligurischen Republik, vermuthlich um uns auszufundschaften, indem z. B. der erstere uns befragte, ob sich nicht eine große europäische Macht für uns interessire, worüber wir freilich weder eine bejahende noch eine verneinende Antwort geben konnten.

Bald nach dem Anfange des neuen Jahres langte auch der zürcherische Gesandte nebst seinem Sekretär mit Creditiven von dem eidgenössischen Vorort in Rastatt an. Es war der nämliche Rathsherr Pestalozzi, den ich schon im Oktober 1792 als College des berner'schen Gesandten in Genf kennen gelernt hatte; ein furchtsamer, superkluger, sich nie bestimmt aussprechender, im Grunde den demokratischen

Grundsätzen anhängender, und wie die meisten Zürcher gegen Bern mißtrauischer Mann. Mein Prinzipal, Herr Tscharner, geistreich und in seinem Fache gelehrt, war jedoch so wenig als sein neuer College ein Weltmann, und beide blieben daher meistentheils zu Hause. Ich allein machte noch einige persönliche Bekanntschaften, namentlich in dem sogenannten Casino, d. h. der großen Lesegesellschaft mit ihren zahllosen Zeitungen, ward auch von den österreichischen und preussischen Gesandtschaften sehr gut aufgenommen und mehrere Mal zum Mittagessen eingeladen. Dabei leistete ich allein auch einige reelle, gutgemeinte, aber leider fruchtlos gebliebene Arbeiten. So z. B. ließ ich, mit Einwilligung meines Prinzipals, das schon zu Paris entworfene *Exposé historique des faits concernant la neutralité de la Suisse envers la France* drucken, wovon ganze Ballen nach Paris und anderswohin versendet wurden, verfaßte ein Memorial an den Grafen von Cobenzel für den kaiserlichen Hof, eine beredte und auch in staatsrechtlicher Rücksicht merkwürdige, aber verloren gegangene Adresse an die Bewohner des berner'schen Waadtlandes, um ihnen ihre dermaligen so freien rechtlichen Verhältnisse, dagegen aber die traurigen Folgen der Revolution vorzustellen; schrieb dabei noch eine Menge von Briefen und Bulletins über die Vorfälle in der Schweiz, theils für die fremden Gesandtschaften, theils für deutsche Zeitungen selbst, in denen sonst die Wahrheit so häufig verschwiegen oder entstellt war.

Mittlerweile traf aus der Schweiz und vorzüglich aus Bern eine Hiobspost nach der andern ein.

Schon am 21. Jänner hatte der Oberzunftmeister Peter Ochs, die erste Magistratsperson seiner Vaterstadt, ein reicher Mann und Verfasser einer Geschichte der Stadt und Landschaft

Basel, deren natürliche Verhältnisse er hiemit besser hätte kennen sollen, in einem Schreiben aus Paris an Bürgermeister, Klein- und Großräthe zu Basel triumphirend gemeldet: „es sei das letztemal, daß dieser altfränkische „Titel nebst demjenigen von hochgeachteten gnädigen Herren „in ihre Ohren tönen werde, und er könne die Freude „nicht verhehlen, die er empfinde, selbst darauf Verzicht zu „thun und die Hoffnung zu nähren, daß der schöne Titel „B ü r g e r sie bald verdrängen werde. Die Revolution „sei bereits als gemacht anzusehen. Die dreizehn Kantone „werden ihre Unterthanen verlieren, und diese oder jene „ihre Bundesgenossen \*) werden; nichts werde diese „Revolution hindern können, sie sei beschlossen, das Schicksal scheine das Ende des erniedrigenden Despotismus über alle Aristokratien verhängt zu haben. Die Namen der Magistratspersonen und der privilegierten Basler „Bürger, welche diese Revolution beschleunigen, werden auf „immer seinem Herzen eingegraben bleiben. Man melde ihm „zwar, daß die Unterthanen der Stadt Basel bei dem bisherigen Zustand zu verbleiben wünschen; er könne es aber „nicht glauben, sintemal sie ja gefühlt haben, daß sie Menschen seien; die einzige Gewährleistung für die Zukunft „bestehe in der Gleichheit politischer Rechte, in einer auf „diesem Grundsatz beruhenden Constitution und in neuen „Wahlen; demnach bedaure der Oberzunftmeister die bisherigen Zögerungen oder unbedeutenden Vergünstigungen, „und ermahne dagegen seine gleichgesinnten Freunde unter „den basel'schen Magistratspersonen, ohne Zaudern zu „dekretiren: 1. daß keine Unterthanen mehr seien; 2. durch

---

\*) Also nicht alle; mehrere derselben hatte sich das Direktorium zur Einverleibung in Frankreich vorbehalten.

„Urversammlungen ungesäumt Repräsentanten erwählen zu  
„lassen, die bis zur Einführung der a l l g e m e i n e n s c h w e i-  
„zerischen Constitution eine provisorische für den Canton  
„Basel aufstellen sollen; endlich auch, daß alle bisherigen  
„Magistratspersonen in die Hände eines zu ernennenden  
„Mitgliedes ohne Vorbehalt auf alle ihre Stellen resigni-  
„ren, wozu er, der Oberstzunftmeister, das Beispiel gebe.“

Schließlich bemerkt er noch, „daß, jemehr die Aristo-  
„kratie (zu der er doch selbst gehörte) ihn seit dem 14. Juli  
„1789 hasse, desto mehr schätze er sich selbst.“ Uebrigens  
war dieses seltsame Schreiben bereits vom 2. Pluviose im  
sechsten Jahr der Wiedergeburt der Völker und zu-  
gleich vom 21. Jänner 1798, als dem fünften Jahres-  
wechsel der Hinrichtung des Königs Ludwig XVI., datirt.

Dasselbe war indessen noch nicht einmal zu Basel an-  
gekommen, so hatten Bürgermeister, Klein- und Großräthe  
der Stadt Basel bereits größtentheils seine Wünsche er-  
füllt. Sie antworteten am 29. Jänner dem B ü r g e r  
Oberstzunftmeister Däys, indem sie vorerst seine Stand-  
haftigkeit in Behauptung der heiligen unverjährbaren  
Menschenrechte (als ob sie darin bestünden, daß Jeder  
an den Gütern und Besitzungen mit den damit verbun-  
denen Rechten eines Andern gleichen Antheil haben soll)  
belobten. — Seinen Wünschen sei man jedoch bereits  
zuvorgekommen, denn die Revolution sei schon gemacht,  
und die eingeführte Freiheit und Gleichheit werde die  
Bande der Bruderliebe, der Eintracht und des Vertrauens  
auf's Festeste knüpfen; die Stadt Basel habe alle ihre  
Unterthanen frei erklärt, den Titel Gnaden und gnä-  
dige Herren abgeschafft (um sich und das Volk bald  
darauf ungnädigen unterwerfen zu müssen), auch die



Freiheitsbäume aufgepflanzt, dabei zweckdienliche Volksfeste angeordnet u. s. w.

Wenn die Stadt Basel mit der Revolution, d. h. mit ihrem eigenen Selbstmorde voranging, so folgten andere eidgenössische Stände aus Furcht, aus Ohnmacht und theilweisem Verrath, oder aus der thörichten Hoffnung, mittelst diesem die innere Ruhe zu erhalten und der fremden Invasion auszuweichen, während dem nämlichen Monat Januar und im Anfang Februars ihrem Beispiele ziemlich schnell nach. Zürich hatte bereits alle Auführer und Landesverrätther seines Gebiets amnestirt. In Luzern wurde nicht von dem Volk, sondern durch den Einfluß einiger vom Illuminatismus verblendeten Patrizier die Herrschaft der Stadt umgestürzt und das System der Freiheit und Gleichheit proklamirt. Solothurn und Freiburg, stets mehr oder weniger dem Beispiele Berns folgend, hatten ebenfalls schon einleitende Maßregeln zur Revolution getroffen. Aber am kläglichsten ging es in dem Kanton Bern, meinem unmittelbaren Vaterlande, zu, wo man doch zum Widerstand entschlossen schien und es keineswegs an gutem Willen fehlte. In den beinahe ganz freien Municipalstädten Aarau, Zofingen und Lenzburg hatte eine kleine revolutionäre Faktion sich von Bern unabhängig erklärt, die eigene Stadtverfassung umgestürzt und nach französischer Art Sicherheits-Comité's eingeführt; aber zum lehrreichen Beweis, wie schwach überall diese Partei ist, wenn man ihr widerstehen darf, und wie wenig Anklang sie im Volke findet, so wurden durch ein einzelnes berner'sches Miliz-Bataillon diese Städte ohne Schwertstreich, ohne Blutvergießen, selbst ohne Verhaftungen noch Strafen wieder eingenommen, und die rechtmäßige Ordnung stellte sich so leicht wieder

her, daß das ganze Aargau bis nach dem Einmarsch der französischen Armee treu verblieb, und sogar die Bürger der kleinen Stadt Zofingen eine Compagnie Freiwilliger lieferte, von denen Mehrere am 5. März 1798 in dem einzigen für Bern siegreichen Gefecht bei Neuenegg ihr Blut für das Vaterland vergossen.

Rascher, stürmischer und mit mehr Erfolg ging es hingegen mit der revolutionären Empörung in dem berner'schen Waadtlande zu, dessen französisch redende Bewohner weit mehr als die des deutschen Gebiets von den falschen politischen Prinzipien angesteckt waren, und dabei auf die Unterstützung der an den Grenzen liegenden französischen Armee, theils auf die Zwietracht und die Unentschlossenheit der berner'schen Regierung hoffen konnten. Eine am 10. Januar bataillonsweise vorgenommene Eidesleistung ging zwar an den meisten Orten ruhig und mit Ordnung vor sich; aber was half diese eidliche Treuebezeugung, wenn man sie nicht benutzen wollte und weder gegen den äußern noch gegen den innern Feind gebrauchen durfte? Also hatten die waadtländischen Revolutionsfreunde, welche noch dazu von ihren Brüdern in Paris, von dem französischen Direktorium und seinen Agenten beständig aufgehetzt wurden, keinen Widerstand mehr zu befürchten. Daher bildeten sie sogenannte Bürgergarden, d. h. bewaffnete Corps, die bloß aus ihren Anhängern bestanden, errichteten Clubs, um durch pathetische Reden das Volk noch mehr zu fanatisiren, nahmen ohne Widerstand das im See liegende Schloß Chillon ein, welches man für ein sogenanntes Staatsgefängniß ausgab, in dem sich aber seit langer Zeit kein einziger Gefangener befand. Keine rechtmäßige, höhere oder niedere Autorität wurde mehr geachtet; die zu Lausanne ver-

sammelte, aus den ersten berner'schen Magistratspersonen bestehende Ueberwachungs-, Sicherheits- oder auch Vermittlungs-Commission durfte nicht einmal eine Verhaftung vornehmen; die Landvögte waren vollends unthätig und ohnmächtig geworden; an vielen Orten wurden sogar von den Revolutionsfreunden die ihnen nicht durchaus günstigen Magistraten der Municipalstädte gestürzt und an deren Platz revolutionäreomite's eingesetzt, die sich zum Behuf der Revolution ihrer Lokalautorität und ihrer ziemlich gefüllten Kassen bemächtigten. Am 24. Jänner brach die Insurrektion förmlich aus. Die berner'schen Landvögte reisten nach Bern zurück; man ließ sie zwar mit ihrer Familie und ihrer Habe ruhig abziehen, aber Alles, was der Stadt Bern, als dem Landesherrn, gehörte, ward zurückgelassen. Drei Waadtländer forderten die an der Gränze liegende, aber nicht sehr zahlreiche französische Armee förmlich zum Einmarsch auf. Dieselbe zog auch wirklich unter einem absichtlich herbeigezogenen Vorwand am 28. Januar in das Waadtland ein, ohne daß die an den Gränzen oder zum Theil im Lande liegenden berner'schen Truppen den geringsten Widerstand zu leisten wagten. Da kam, gleichwie durch einen Zauberschlag, ohne irgend ein früheres Reglement über die Wähler, die Wahlfähigen und die Wahlformen, aus allen Theilen des Waadtlandes, höchst wahrscheinlich bloß aus den Freimaurer-Logen oder den durch sie bezeichneten Subjekten \*), eine Versammlung von mehr als hundert

---

\*) Dieses war damals zwar noch nicht bekannt, denn noch war Barruel's Werk nicht erschienen, ist aber seither klar erwiesen, theils weil die Sache selbst, bei dem Mangel jeder andern Autorität, ohne solche freimaurerische Leitung gar nicht erklärbar



Personen in Lausanne zusammen, welche sich unter dem Namen Assemblée provisoire du Canton de Vaud der höchsten Gewalt bemächtigte, zum lehrreichen Beweis, daß diese sogenannte Staatsgewalt, selbst in Zeiten der Anarchie, nie und nirgends von dem Volke übertragen, sondern da, wo sie mangelt oder herrenlos scheint, von dem Mächtigsten oder Kühnsten genommen wird, und ihm nicht leicht wieder entrissen werden kann, daher denn auch von der zerstreuten Menge der übrigen Einwohner anerkannt oder geduldet werden muß.

Am nämlichen 28. Januar hatte die berner'sche Regierung in ihrer peinlichen Verlegenheit, aber stets in der thörichten Hoffnung, dadurch das Volk desto mehr zum Widerstand gegen die Franzosen zu begeistern, den verderblichen Entschluß gefaßt, dreiundvierzig wählbare Ausgeschossene von Städten und Landschaften ihres Gebiets mit gleichem Stimmrecht in ihren obersten Rath zu berufen, folglich gleichsam den Feind in ihr eigenes Hauptquartier und ihren Kriegsrath aufzunehmen. Dazu mußten diese Deputirten, welche größtentheils aus den entschiedensten Anhängern der Revolution gewählt wurden, nicht mehr der Stadt Bern, als dem natürlichen Landesherrn, sondern dem Vaterlande Treue schwören, unter welchem vagen Begriff dann ein Jeder seine Partei oder seine Privatmeinung verstund.

---

wäre, theils weil der Citoyen Maurice Glayre, Großmeister des maurer'schen Directoire national helvétique romande, der sich sonst nicht einmal unter den sichtbaren Häuptern der Revolution hervorgethan hatte, in der ersten Versammlung mit fast einhelliger Stimme zum Präsidenten besagter Assemblée provisoire erwählt worden ist.

Als diese traurigen Nachrichten in Rastatt eintrafen, war die dortige schweizerische Gesandtschaft vollends unnütz geworden und wurde, wie Tillier in seiner Geschichte Berns behauptet, sogar zurückberufen, wessen ich mich zwar nicht bestimmt erinnere.

Ich reiste daher noch vor meinem Prinzipalen am 4. Februar (1798) von Rastatt nach Bern zurück. Am nämlichen Abend zu Freiburg im Breisgau angelangt, arbeitete ich nach meiner damaligen Gutmüthigkeit noch an einem zwar nicht gedruckten Aufsatz über die Regulirung und Mäßigung der nun einmal unvermeidlichen Revolution, um mit derselben, so weit es mir thunlich schien, doch einige Ordnung und Gerechtigkeit zu vereinigen, das Uebel zu beschränken u. s. w., — ein Problem, das ich aber seither für schlechterdings unmöglich und unauflöslich halte, zumal, selbst abgesehen von den schädlichen Einflüssen der Unwissenheit und des bösen Willens, oder den natürlichen Konsequenzen des falschen Prinzips, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht sich nicht mit einander verquicken, ein fauler Baum nie gute Früchte bringen wird, und man (was selbst unsere heutigen Regierungen nie vergessen sollten) nicht Trauben lesen kann von den Dornen, noch Feigen von den Disteln.

Als ich am folgenden Vormittag zu Basel ankam, ward ich in dem Gasthof zu den Drei Königen von einigen flüchtigen, aber erzrevolutionären oder von giftigem Haß gegen die sogenannte patrizische Klasse besessenen berner'schen Stadtbürgern erkannt und dem damals zu Basel wohnenden Direktorial-Agenten Mengaud als gefährlich angezeigt, der mich auch sofort auf ihr Verlangen im Gasthose zurückhalten und an weiterer Reise verhindern ließ. Allein die bereits revolutionirte provisorische Regierung

von Basel, in der ich kein einziges Mitglied kannte, hatte noch mehr Rechtsgefühl als meine eigenen Mitbürger, denen ich nie das geringste Leid zugefügt habe. Sie stellte dem Direktorial-Agenten sein Verfahren als völkerrechtswidrig wie auch als unnütz vor, und verlangte meine Freilassung, die er auch gestattete, also daß ich Nachmittags meine Reise wieder fortsetzen konnte. In dem kleinen basel'schen Flecken Sissach angelangt und dort übernachtend, hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie sehr die mir damals noch unbekannten revolutionären Verbindungen bereits in allen Klassen verbreitet sein mußten; denn der Wirth und seine Frau, anscheinend sehr gutmüthige Leute, welche freilich meinen Namen und Charakter nicht kannten, sprachen ganz gelassen von ihren Brüdern und Freunden, und rühmten es als eine edle That, daß man (vor wenigen Tagen) das nahe bei Sissach liegende Schloß Farnsburg verbrannt habe, nicht aus irgend einer Beschwerde gegen den sonst dort wohnenden Landvogt, sondern nur, damit es keine Wohnung mehr sein könne.

Am folgenden Abend, den 6. Februar, langte ich endlich über Solothurn, wo es bereits ziemlich kriegerisch aussah, in Bern an und wohnte nun, obgleich wegen Mangel an gesetzlichem Alter nicht in dem Großen Rathe sitzend, doch als höherer Kanzleibeamteter während dem ganzen Monat Januar dem traurigen und furchtbaren Todeskampfe meiner Vaterstadt bei. Das gefährliche Dekret vom 28. Januar, nämlich die Einberufung von dreiundvierzig Landesausgeschossenen, hatte bereits seine Früchte gebracht, denn schon am 2. Februar wurde von dem Großen Rath eine Constitutionsveränderung nach den Prinzipien des Repräsentativsystems und der Freiheit und Gleichheit beschlossen; jedoch sollte dieses erst in Jahres-

frist und ohne fremde Einmischung geschehen, als ob man unter diesen Umständen noch ein Jahr lang ruhig hätte regieren können, oder als ob die fremde Einmischung zu vermeiden gewesen wäre! In der That war die Lage der Dinge verzweifelt und rettungslos. Von irgend einem Vergleich, von einer noch so nachtheiligen Friedensbedingung war nicht einmal die Rede. Das französische Direktorium forderte von uns weder Opfer an Geld noch Abtretung von Landschaften oder einzelnen Distrikten, wozu man sich wohl noch würde verstanden haben, sondern es wollte unsere gänzliche Vernichtung, den Umsturz aller geselligen Ordnung, den Einmarsch der französischen Armee, die Eroberung der ganzen Schweiz und die Einführung einer revolutionären helvetischen Republik, wobei ihm dann Land und Geld in beliebigem Maße von selbst zufallen mußten. Es blieb für uns nichts anderes mehr übrig, als entweder gänzliche, absolute Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, oder verzweifelter, fortdauernder Widerstand auf Leben und Tod. Ersteres konnte man von einer zahlreichen, aus Ehrenmännern bestehenden Versammlung weder fordern noch erwarten; sie hätte bei den größtentheils kampflustigen Truppen die fürchterlichste Anarchie hervorgebracht, die Regierungsglieder selbst mit Schande bedeckt, das größtentheils treugesinnte Volk würde sie für Verräther gehalten haben, die aus Feigheit oder Eigennutz ihr Vaterland den Franzosen verkauft hätten \*).

---

\*) Gesah ja dieses selbst nach dem letzten entscheidenden Kampf, wobei so viele Berner aus den ersten Geschlechtern ihr Blut vergossen hatten, Andere in Spitälern an ihren Wunden gestorben waren, wieder Andere von dem meist durch eigentliche Verräther irregeleiteten Volk massacrirt, alle Uebrigen dann abschließend mit ungeheuren Contributionen belastet oder sonst auf mancherlei Weise um Hab und Gut gebracht wurden.



Zu einem ausdauernden, erfolgreichen Widerstand aber fehlte es an einer hinreichenden Zahl von disziplinierten, kriegsgewohnten Truppen, an mancherlei anderen materiellen Vertheidigungsmitteln, besonders aber an Einigkeit, an wechselseitigem Zutrauen und an tüchtigen Heerführern. Dazu kam noch die Zwietracht im Innern des Großen Rathes selbst, von welchem die tüchtigsten und kräftigsten Mitglieder als höhere Offiziere der Armee abwesend waren, die Inkonsequenz und Wandelbarkeit seiner Beschlüsse bald für, bald gegen die Revolution, heute für Angriff des Feindes, morgen für bloße Vertheidigung, die ganz ähnliche Zwietracht unter allen Klassen des Volkes, die Gleichgültigkeit der anwesenden eidgenössischen Repräsentanten selbst, die eben auch keinen guten Rath zu geben wußten und von denen mehrere sich einbildeten, daß der ganze Handel nur die Regierung von Bern angehe, oder daß sie allein dieses Unglück über die Schweiz herbeigezogen habe; ferner die allmähliche Demoralisation der seit mehr als zwei Monaten, nämlich seit der Besignahme des Bisthums Basel durch die Franzosen, versammelten, unthätig gebliebenen und innerlich ebenfalls entzweiten Truppen; endlich auch der theils geheime, theils offene Verrath, welcher von der zahlreichen Revolutionspartei, sowohl im Lande als unter den Truppen selbst nicht ohne Erfolg getrieben wurde, so daß vielleicht Viele dem Ende dieses heillosen Zustandes um jeden Preis entgegenjahen.

. . . . .

